

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 5 (1943)
Heft: 4

Artikel: Lob des Leimentals [Schluss]
Autor: Hiltbrunner, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860933>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FÜR DIE HEIMAT

JURABLÄTTER VON DER AARE ZUM RHEIN

5. Jahrgang

1943

4. Heft

Lob des Leimentals.

Von Hermann Hiltbrunner.

Schluss

Doch noch einmal schweifen meine Blicke in der Richtung zur burgundischen Pforte. Ich bin noch nicht fertig mit ihr. Der tiefste Punkt zwischen der Lomont-Mont-Terrikette, dem Westende unserer nördlichsten Jurafalte und den Vogesen, die Schwelle also der vierzig Kilometer breiten Burgunderpforte, liegt nur 555 Meter über Meer, und sie liegt genau im Westen von Basel und 50 Kilometer von der Stadt entfernt. Ist das wichtig? Es ist wichtig genug: Von dort her erreichen uns die warmen Winde und Regen, aber auch die schweren Wetter; von dort her erreicht uns Nördliche das Ozeanisch-Westliche, aber auch das Mittelmeerhaft-Südliche, das der Rhone- und Saônesenke entlang nach Norden dringt und über die burgundische Pforte in die oberrheinische Tiefebene einstrahlt.

Eben jetzt segeln die Wolken über diese Senke heran, ein warmer Wind treibt sie, und die Knospen der Kirschbäume spüren ihn, verzeichnen ihn. Und die Farben in diesem schattenlosen Frühlingslichte sind seltsam kräftig: alles Ferne und Hintergründige ist blau, und dieses Blau spielt zwischen Burgundertraubenblau und Lavendelblau, zwischen Hyazinthenblau und Schieferblau, Pflaumenblau, Taubenblau — alle möglichen Blautöne der Welt treten jetzt in Erscheinung, gehen ineinander über, spielen zusammen, bedecken sich, enthüllen sich . . . diesem Wechsel der Farben zuzusehen ist allein schon beseligend. Aber jetzt ist es das Nahe und Vordergründige, die spangrünen Saatfelder, die heute vor Feuchtigkeit braunen, sonst gelben Aecker und die ockerbeschlagenen, weil eben erst schneefreigewordenen Wiesen! Was sind da Kontrast-, was da Ergänzungsfarben? Dies alles liegt jenseits aller Optik und endet im Wunderbaren.

Durch jene Pforte erreicht mich, durch kein Gebirge gebrochen, der grosse Atem des Ozeans, erreicht mich, durch kein alpines Zwischenland verändert, der Hauch des Mittelmeeres. Jetzt tragen die Schwingen des Windes einen eigentümlichen Duft herauf — was für einen Duft? Wann roch ich diesen herbsüssen Hauch? Es ist nicht der Geruch der feuchten Erde, es ist der Duft einer Blume. Ist es die Blume der Jugend, die Jugend selbst, der Frühling meines Lebens? Und auf einmal sehe ich ihn wieder vor mir: den vor Sonnenwärme offenen, sonnengelben Blütenkelch der wilden Tulpe! Hier im Rebberg war sie zuhause; als Märchenblume erschien sie uns Kindern; wir wagten kaum, sie zu pflücken und doch mussten wir sie haben, nach Hause nehmen und ihren zarten Duft in uns saugen. *Tulipa silvestris*, Abgesandte des Mittelmeers, Anhauch des Südens — die ganze Süsse der Jugend ruft Du wach in mir; mein Lebensfrühling steht greifbar vor mir . . .

. . . aber er drängte zum Sommer, zur grossen Entscheidung. Erst im Sommer meines Lebens erkannte ich den Mittelmeersommer des Leimentals, lernte ich kennen die andere Abgesandte, die durch die burgundische

Pforte bei uns Einlass fand: es ist jene fast mannshohe Karde, die im Juli an den heißen Wegrändern blüht . . . Eine halbe Lebensgeschichte kann sich auf eine einzige Blume beziehen, an eine einzige Blume heften, auf einen besondern Duft raffen, auf ein bestimmtes Pflanzenwesen vereinigen. Und diese distelartige, dornig-bewehrte, sparrigästige Staudenpflanze mit ihren spärlich blühenden, stachlig umkränzten und ihrerseits stacheligen Blütenköpfen, sie, die ich im Burgunderland an Strassen und Wegen stehen sah, unscheinbare Kränzchen kobaltvioletter Blütchen um das Stachelei gelegt — ihr verdanke ich manche seltsame Stunde; denn ich kannte sie und kannte sie nicht, sie war mir fremd und doch nicht fremd . . . Was für einen trockenen Boden sie aufsuchten, was für Hitze sie ausstrahlten! Karde, *Dipsacus*: Dein Name heisst: ich dürste . . . Südher kommst Du und dennoch verweilst Du unter uns. Sollten wir da, wir Allernördlichsten unseres Landes, nicht mit dem Süden verbunden sein?

Noch erinnere ich mich, liebe Karde, an Deine entfernte Verwandte auf dem Bruderholz und der Reinacher Heide; auch sie drückt Südliches, Trockenes, Heisses aus; auch sie gibt sich als Distel, obgleich sie keine ist und Feldmannsstreu (*Eryngium campestre*) heisst, und dann gedenke ich des sichelblättrigen Hasenohrs (*Bupleurum falcatum*), das auch dort steht und südliche Atmosphäre schafft — — jetzt aber, angesichts der Sandgruben, der vielen Robinien, die wir Akazien nannten, und der schönen Föhren; nehme ich Abschied vom Benkenberg und all seinem Südlichen, zu dem ja auch die Reben gehören, und schreite dem Dorf zu, dessen Stundenschläge meinem Bewusstsein neue Zugänge zu längst Vergessenem verschaffen. Stundenschläge oder Türgriffe — jedes Mittel kann tauglich werden, uns ins Vergangene zu stürzen oder uns verloren Geglaubtes wiederfinden zu lassen, wenn wir dazu bereit sind.

Ich schreite den sanften Hügel über Benken hinan. Und hier ist es ein Letztes, das mich tief beschäftigt und mir auch nach der einleuchtendsten Erklärung noch geheimnisvoll erscheinen will. Lange schon hätte ich daran denken sollen — ach, was lüge ich: schon immer habe ich daran gedacht; denn es ist mein Lieblingsthema, seit ich die Staubstürme der libyschen Wüste und der Steppen des Balkans erlebt habe. Staubstürme — was haben sie mit dem Leimental zu schaffen?

Ach, hier gehe ich nun und finde keinen einzigen Stein, mit dem ich böse Hunde vertreiben könnte. Hier gilt nicht: «Viel Steine gabs und wenig Brot!» Brot wächst hier, wie nirgends in der Schweiz, und wer einen Stein findet, der wisse, dass er vom Strassenbau herrührt. Es ist Heimatboden, auf dem ich gehe und stehenbleibe, es ist mein Lieblingsboden — es ist also Lössboden und, mit vollem Bewusstsein zu sagen: trotzdem Schweizerboden, Schweizererde im buchstäblichen Sinne.

Wiederum halte ich Ausschau, dieses Mal nicht nach Westen, nicht nach Südosten, sondern genau nach Nordosten. Denn mein jetziger Standort mitten im Tal gestattet einen Weitblick in dieser Richtung. Zwischen dem dort sichtbaren Schwarzwald und dem Land des Tafeljuras über Muttenz erscheint auch nach Nordosten hin ein schwellenartiger, niedriger, waldgekrönter Durchlass — das Bruderholz. Vor ihm liegt das Birsigtal, liegen Ettingen, Therwil, Oberwil; hinter ihm aber liegt das breite Rheintal — und lag einst, genau im Osten von Basel, zwanzig Kilometer vom heutigen Rheinknie ent-



Nr. 6231 B. R. B. 3. 10. 1939

Blick vom Rämeli

fernt, die eiszeitliche Gletscherwüste: lag aeonenlang die kalte Front des Hochgebirges selbst. Was der eiszeitliche Rhein-Gletscher an alpinem Abbruchmaterial bis in die Gegend von Möhlin heruntergetragen, was er selbst niedergemahlen und mitgeschleppt hat, das schwemmt und schlämmt seine starken Abflüsse in das weite Vorfeld, in dessen Mitte heute Möhlin liegt. Ueber dem eiserfüllten Tal des Hochrheins herrschte dauernd hoher Luftdruck, lagerte schwere Kaltluft, indes das eisfreie Land des Westens unter niedrigem Luftdruck lag. Beständige Ostwinde, kalte, trockene Luftströme wehten vom Gletscherfeld aufs Land hinaus. Die Kiesebenen und verschwemmten Moränen trockneten aus und der Wind hob auf, was ihm tragbar erschien: Kalkkörnchen, Quarzkörnchen, Tonschuppen — alles, wozu alpines Gestein mechanisch und chemisch verwittern kann. Der Ostwind folgte der breiten Rinne, die von Basel nach der burgundischen Pforte führt und die nichts anderes als ein frühergeschaffenes und -benütztes Tal des Ur-Rheins darstellt . . . Als die Staubstürme einsetzten, hatte sich der Boden des Rheintalgrabens schon so tief gesenkt, dass der Strom sein westhingelegtes Urbett verlassen musste und nordwärts abzdrehen gezwungen war. Damit wurden auch die Bäche, die den Birsig bildeten, rückläufig. Sie wandten sich nach Nordosten; sie blieben dem Rhein treu.

Ich treffe auf einige Männer, die einen neuen Weg durch die Felder zu legen im Begriffe sind. Sie müssen, um mit der Strasse Niveau zu halten,

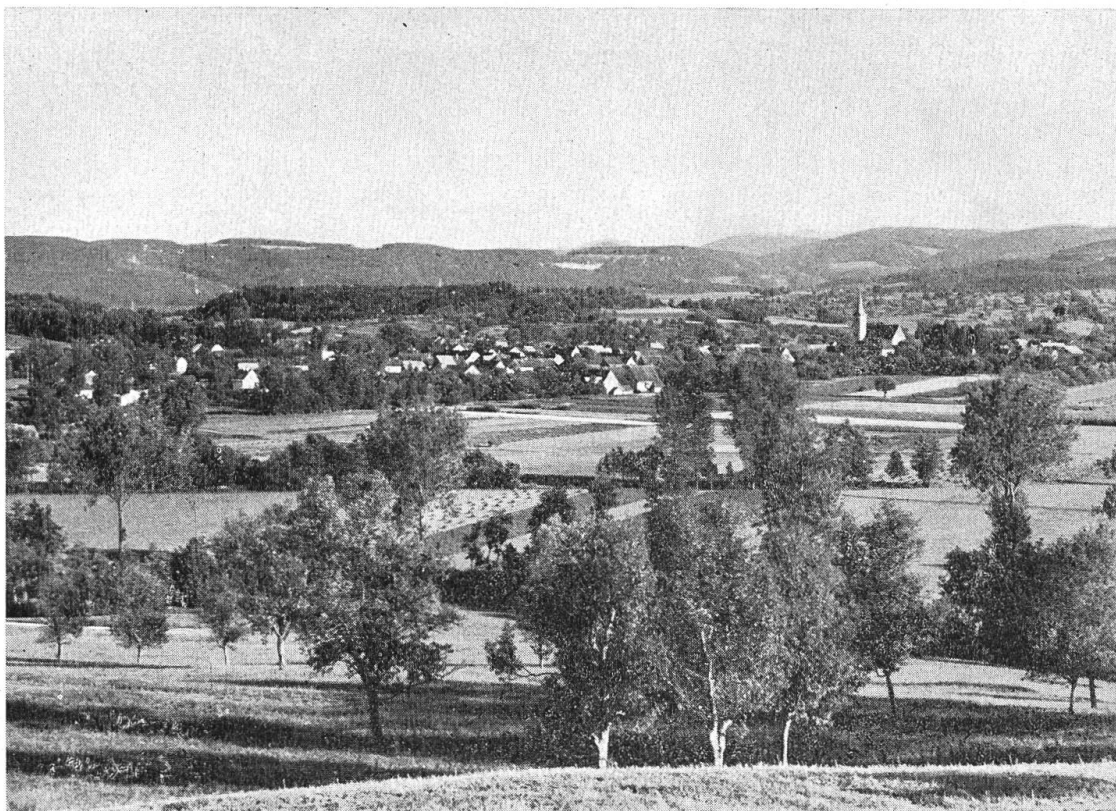
einige Meter tief gehen. Sie brauchen keinen Pickel; sie arbeiten nur mit Spaten und Schaufel und kommen rasch vorwärts. Ich greife nach einem Klumpen dieser gelben Erde, knete ihn zu einer Kugel und stecke sie in meine Manteltasche. Es ist Lehm, knetbar, formbar; es ist Lösslehm — Löss also, dem die Niederschläge und einsickernden Wasser den löslichen Kalk entzogen haben.

Mit diesem Lösslehm in der Tasche wandere ich weiter, stehe ich still — wandere ich und stehe ich, je nach den Gedanken, die mir durch Herz und Hirn gehen . . .

Durch mein Hirn ziehen die grossen Aspekte dieser Landschaft: das Bild des Ur-Rheins, der durch den Sundgau und die Burgunderpforte in die Saône-Rhone-Senke floss, der hier unter dem Löss Schotter ablagerte, Terrassen bildete und zuletzt wohl ebensoviel niederlegte, als er fortführte. Ich sehe im Geiste diese Schotter liegen, dieses tellerförmig zugeschliffene Geschiebe, dem man im ganzen Sundgau begegnen kann. Alle Breitseiten des dachziegelartig geordneten Materials hängen nach Osten, alle Schmalseiten steigen nach Westen . . . Jetzt aber sehe ich eine gelbe Wand im Osten stehen; sie nähert sich mit Windeseile, es regnet Staub, es hagelt Quarz und Kalkkörnchen, sie dringen mir in die Augen, Ohren und Atemwege, sie knirschen zwischen den Zähnen. Die Erde um mich ist im Nu gelb von diesem Niederschlag — Jahrtausende dauert es; spärliche Vegetation, Steppenvegetation kann die Ausblasung der eiszeitlichen Fracht und Hinterlassenschaft nicht hindern, und seither sind die Leimentaler Rheinschotter und deren höhere Terrassen begraben unter einer bis 20 Meter mächtigen Löss-Schicht.

Mit meinem Herzen hingegen höre ich die Töne, die diese grossen Bilder begleitet haben. Aber dazu muss ich stillstehen und mein Ohr zur Erde neigen . . . Aus der Tiefe dringt anhaltendes Rauschen: das ist der Strom, der Urstrom, und durch sein Rauschen tönt stossweise das dumpfe Kollern der grossen Geschiebestücke und dazwischen das helle, gleichmässige Scherbeln des feinem Kieses. Dann wird es still, abgründig still . . . Und dann beginnt es zu wehen und zu blasen. Das ist Windmusik nach all der Wassermusik, das ist der Ton der harten Staubstürme im Tal der heulenden Winde . . . Der Staub häuft sich zu Wogen, zu ausgedehnten Dünen; die Dünenkämme rauchen, schwinden, wachsen, wandern. Hügel entstehen und vergehen nach dem Gesetz des Windes, das Land unter mir nimmt Windform an; der Wogenwurf der Stürme bildet sich ab im Boden, den sie erzeugen . . . Und abermals tritt Stille ein, die Stürme bleiben aus, bleiben abgezeichnet stehen, bleiben erdegeworden an Ort, sind geronnen, haben feste Form gewonnen. Das Eis des Rheintales ist geschmolzen; Westwinde heben an und Regen fallen; die Steppe wird grün, und der Mensch nimmt sie in Besitz . . . Das ist unser Leimental, das Windland der Vorzeit, dem seine Entstehungsgeschichte deutlich ins Antlitz geschrieben bleibt.

Windland — Lössland — Brotland! Noch kann ich nicht weitergehen, noch wird da ein Ton laut, wenn ich über die weitgeschwungenen Erdwellen schaue, auf denen die Saat grünt. Lull — lull — lull . . . tönt es weiterher vom Dorfe und schwingt es in der eishellen Luft spätherbstlicher Reifmorgen. Das ist die Dampfdreschmaschine meiner Jugendjahre, ein seligmachender Ton durch klangklare Winterluft. Und jetzt rasseln die Göpel — ein harter Ton, ein Winterton, blank und metallisch, als ob Weizenkörner auf Dächer



Nr. 6231 B. R. B. 3. 10. 1939

Therwil

niederregneten. Und so ist es: hier ist das Land, in dem Weizen vom Himmel fällt — — —

Dies alles war am letzten Montag. Ich kam vom Zürichssee, und mir war, als hätte ich ein anderes Land, ja, einen andern Erdteil betreten. Und doch ist dieser Boden in seinen beiden obern Schichten Alpenland; die Rheinschotter sind Alpengestein, der Löss ist Alpenstaub. Dass hier weniger Niederschläge fallen als drüben im Mittelland, dass hier grössere Heiterkeit herrscht und höhere Wärme verzeichnet wird, dass die «douce France» in unser Tal herüberhaucht, dass wir erdgeschichtliches und politisches Grenzland sind, dass unsere Verkehrswege zum Ausland fallen, zum Vaterland steigen — was bedeutet es? Es bedeutet nur, dass wir uns umso freudiger zu denen zählen, die jenseits der Berge wohnen, und es bedeutet, dass wir unsern heimatlichen Boden umso bewusster lieben, umso inniger an ihm hängen.

Jetzt stehe ich in der pappelbestandenen Senke von Witterswil-Bättwil; immer katzbuckliger wird der Landskronberg, immer höher wächst der kleine Blauen vor meinem Blick. Und nun ist der Landskronberg eine Pyramide geworden, und vor mir liegt Flüh. Ich bin aus dem Löss in den Kalk gekommen, in die Klus, unter die Flühe, die diesem Ort den Namen gegeben haben.

Ich blicke zurück nach dem Benkenberg. Einen Querschnitt durchs Leimental habe ich abgeschritten, zwei gleichlaufende Täler habe ich durchwandert, die durch nichts geschieden sind als durch jene windgeschaffene

Bodenwelle, deren Erde an meinen Schuhen klebt . . . Ja, meine Füße *klebten* am nassen Leimentalboden; unser aller Füße kleben an ihm. O, dass wir haften bleiben an dieser heiligen Heimaterde, o, dass wir nie davonfliegen ins Reich des Bodenlosen!

Ein plötzlicher Einfall führt mich zurück auf jene Bodenwelle. Ich gehe, laufe, als hätte ich etwas vergessen. Jetzt habe ich die Höhe erreicht und gehe feldeinwärts über die Egg. Ein Sonnenstrahl bricht durch die Wolken, Wärme flutet über die feuchten Felder. Die Aecker beginnen zu rauchen. Das ist Opferrauch, heiliger Rauch — Rauch eines Dankopfers an den Herrn dieses Himmels und dieser Erde, der da der Herr ist aller Himmel und aller Erde . . . Das war es, was ich vergessen hatte: stillzustehen und meine Hände zu falten. Ich falte die Hände und der Rauch meines Dankopfers hüllt mich ein. Eine erste Lerche steigt jubelnd zum Himmel.

S wyfi Fäld.

Von Albin Fringeli.

Es litt im schöne Leimetal
E prächtig ebe Fäld,
Un wär ne Stügg drvo will ha,
Chunnts über, ohni Gäld!

E jede darf si mälde dört,
Wenn är ne Mättli wett,
Muess bloss ne Schyn i d'Täsche näh,
Ass är ne Wybli het.

Ne Sprüchli muess er säge denn,
Un schwöre, s sig eso:
«s Hürote röit mi sicher nit.
I has us Liebi to!»

Vo allne Manne witt un breit
Fingt ghein bis hüt dr Muet
Un schwört: Mi hets no gar nie gröit,
I ha ne Stüggli z'guet!

Drum lit im schöne Leimetal
Die schöni Matte no,
Un bis si mol verrisse wird,
Chas no ne Rüngli goh!